

Die Mittelschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, April 1927, Nr. 2

Autor(en): **Baragiola, E.N. / Höhn, W. / Bessler, H.**

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **72 (1927)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über Francesco Chiesa. Von E. N. Bärngiola.

In Formigginis stets willkommener bibliographischer Monatschrift *L'Italia che scrive*, die eben ihr zehntes Lebensjahr antrat, gehen dem Rezensionsteil jeweilen ein paar knappe Aufsätze und Berichte voraus: die Jahresbilanz eines bestimmten Kunst- oder Wissensgebietes — Theater, Geschichte, Recht usw. —, ernste und heitere Stellungnahmen zur italienischen Bücherkrise, prinzipielle Auseinandersetzungen über literarische und ästhetische Probleme, Mitteilungen einzelner Autoren über ihre Verwirklichungen und Absichten, oft auch das Profil oder die Entwicklungslinie eines Dichters oder Forschers.

Hierzulande kann es interessieren, daß schon zweimal in der *Italia che scrive*, an erster Stelle, ein Chiesaprofil erscheinen durfte: im Juni 1921, als der Dichter fünfzig Jahre alt wurde, und in der diesjährigen Februarnummer. Obwohl Chiesa auch schon vor sechs Jahren in redaktionellen und literarischen Kreisen (ich sage nicht in weiten Leserkreisen) Italiens eine beachtete Erscheinung war, für die sich angesehenste Kritiker einsetzten, wurde jenes erste Profil von dem Tessiner Giuseppe Zoppi entworfen. Dieser nummehr bekannte Dichter war damals ein literarischer Neuling, der kurz vorher in Freiburg mit einer Chiesa-Dissertation doktoriert hatte. Das zweite Profil — wie bezeichnend für Chiasas Weiterdringen in Italien! — entstammt dem Stifte eines abruzzesischen Universitätsprofessors in Parma, Luigi Tonelli.

Tonelli, ein streitbarer und umstrittener Literaturhistoriker und Kritiker, der seine Kriegsjahre in einer gefühlsschweren Schrift festhielt, steht im tatkräftigsten Mannesalter. Wiederholt bemühte er sich eingehend um das verschmähte oder ignorierte italienische Theater aller Zeiten, besonders um das gegenwärtige, versuchte sich kurz vor dem Kriege in einer Übersicht über die italienische Kritik seit De Sanctis, bekannte sich selbst in den Essays über italienische und ausländische Berühmtheiten (Croce, Serra, Pirandello, Rolland, Proust und viele andere) zu einer neuen, auf die Totalität der Dichterpersönlichkeit ausgehenden *critica militante*, holte sich während der trüben Nachkriegszeit Trost in einer Durchschau hoher deutscher Geister, entschloß sich dann, nachdem er glaubte, die «Götterdämmerung der Kritiker» nachgewiesen zu haben, Borgese ähnlich, zum «aufbauenden Schaffen» und so verhalf er seinem Innenleben, seiner Phantasie und Phantastik zu einem im geheimen wohl begehrten Ventil. In allzu flinker Folge entstanden seine Romane, die, mehrfach abgelehnt, von einzelnen Kritikern und Dichtern begrüßt wurden. Gewisse mitreißende Leidenschaftswerte sind ihnen wohl nicht abzusprechen, zu wünschen ist ihnen mehr künstlerische Sichtung und Verdichtung¹⁾.

Dieser Tonelli hat nun also seinen weitumschweifenden Blick auch nach dem Tessin gerichtet, hat Chiasas Werk durchstöbert und will es gebildeten und um strenge Kunst doch oft allzu unbekümmerten Lesern, denen er ins Gewissen redet, nahelegen. Er scheut sich nicht, Chiesa unter die allerersten italienischen Dichter unserer Zeit einzureihen, und betrachtet ihn als einen kulturellen Vorposten, dessen seine größere geistige Heimat zu gedenken habe, möge Chiesa auch Helvetier sein und bleiben.

Eine so hohe Anerkennung lesen die mit besonderer Freude, die, ohne Chiasas Grenzen je zu übersehen, allen

¹⁾ Bibliographisches zu den angedeuteten Werken Luigi Tonellis: *L'anima e il tempo. Stazioni spirituali d'un combattente.* (Preisgekrönt.) Bologna, Zanichelli 1921. — *Il teatro italiano. Dalle origini ai giorni nostri.* Mailand, Modernissima 1924. — *La critica letteraria italiana negli ultimi cinquant'anni.* Bari, Laterza 1914. — *La critica. Guida bibliografica «Jcs».* Rom 1920. — *Alla ricerca della personalità. Saggi di critica militante.* Mailand, Modernissima 1923. — *L'anima moderna. Da Lessing a Nietzsche.* Ib. 1925. — *Tormento.* Ib. 1924. — *La cattedrale sommersa.* Mailand, Treves 1925. — *Gli inebriati.* Foligno, Campitelli 1926.

kleinmütigen Berufsnörglern zum Trotz, schon vor mehr als einem Jahrzehnt ähnliches aussprachen. Übrigens gewährte nunmehr der unberechenbare Papine, wohl auf Anregung seines besonnenen Mitarbeiters Pancrazi, dem Tessiner gnädige Aufnahme in die zweite Auflage (1925) seiner Anthologie *Poeti d'oggi*, neben andern in der ersten Auflage (1920) nicht aufgenommenen, wie Pirandello! Vor und nach 1920 fanden einzelne Chiasagedichte Eingang in verschiedenen Anthologien, so bei Bertacchi, Flamini, Giacobbe, Ottolini, Palazzipiceni, und Luciano Folgore, der witzige Parodiendichter, erwies auch dem fernen Chiesa, neben Carduci, Pascoli, D'Annunzio, die Ehre einer köstlichen Nachstilisierung²⁾.

Unsere Freude über Tonellis Verhalten zu Chiesa ist um so berechtigter, als seine zwar rasche Chiasaskizze im einzelnen den Beweis durchaus wesentlicher Erfassung leistet, den Beweis klarer Einsicht in Chiasas Kräfte und Schwächen. Tonelli versteht es, die latente formbeherrschte Leidenschaftlichkeit aller Chiasadichtung herauszuspüren und vieles aus Chiasas *cruda timidità* — so benennt der Dichter selbst seine herbe Scheu — herauszudeuten. Nachdrücklich weist er auf die strahlenden Höhen und auf die Gekemmtheiten des Sonettenszyklus *Calliope* hin, auf die intime Tragik der *Viali d'oro*, der *Fuochi di primavera*, der *Consolazioni*. Nachdrücklich stellt er über die allzu «analytische Üppigkeit» der *Istorie e favole*, über die etwas «literarische und aesthetisierende Legendenhaftigkeit» der Erzählungen *Vita e miracoli di santi e di profani*, über das etwas «nüchterne Maß» der *Racconti puerili* den «echt erlebten Realismus» der Jugendgeschichte *Tempo di marzo*. Ja, wie Prezzolini, liebt er diese letzte Prosadichtung über alle andern Dichtungen Chiasas, bezeugt ihr seine ungetrübbte Bewunderung und bezeichnet sie als Chiasas «ausdrucksamstes und gelungenstes, persönlichstes und vollendetstes Buch». Ein solches Urteil erbaut niemanden mehr als den, der, kurz nach dem Erscheinen, es wagte, dies Buch zu Schul-, besser zu differenzierten Schulungszwecken zu verwenden, und dabei an der Anteilnahme der durch Chiasas Gemüts-tiefe, seinen irisierenden Humor und seine prickelnde Präzision unmittelbar beglückten Lernenden ein Wohlgefallen fand.

Man wird die Treffsicherheit der Tonellischen Chiasaskizze zugeben und darf sich doch ein paar kritische und ergänzende Bemerkungen erlauben. Dabei übergehe ich Tonellis erzwungene Glossen zur Widmung in Chiasas *Istorie e favole*.

Erstens. Wenn der reife Chiesa auch nichts mehr wissen will von seinem ersten Sturm und Drang, seinem ersten lyrischen Bändchen, ist dies auch nur ein «Präludium», so bleibt es doch, trotz italienischen und außeritalienischen Einflüssen, durch die Mannigfaltigkeit der Motive und die Intensität der Stimmungen, ein fesselndes persönliches Dokument.

Zweitens. Die *Fuochi di primavera* gehn nur scheinbar, das heißt, nach der Chronologie der Drucklegung, den *Consolazioni* voraus. Tatsächlich lagen die *Consolazioni* größenteils mehr oder weniger druckbereit vor, als die, aus der Inbrunst der Kriegsjahre mit wehem Impetus emporgeflamten *Fuochi* erschienen. Chiasas Ausdruckskurve verläuft also in Wirklichkeit nicht ganz so wie Tonelli aus typographischen Gründen annehmen mußte. Indes, bei gründlicherer Versenkung würde er gewiß empfunden haben, daß die *Fuochi* auch im Gehalt, nicht nur in der Gestalt von den *Viali d'oro* und den *Consolazioni* abweichen und eine Entwicklung über sie hinaus bedeuten, daß sie zumeist lebensnäher, einfacher und doch origineller, herzerfüllter berühren, daß sie gegenüber dem Unabwendbaren ganz getragen sind von einer neuen mannhaften Resignation. Die *Consolazioni* dagegen sind letzte Ausläufer, letzte geläuterte Ausklänge der *Viali d'oro*. Ähnlich

²⁾ *Poeti controlluce. Parodie.* Foligno, Campitelli 1922. Fortgesetzt in *Poeti allo specchio.* Ib. 1926.

suchen die Erzählungen *Vita e miracoli* in vielleicht hellerer aber kühler schillernder Spiegelung die Welt der *Istorie e favole* noch für einen Augenblick heraufzubeschwören, doch nach den inzwischen erschienenen, aus rein menschlicher Eingebung geborenen *Racconti puerili*, fanden sie, mit Ausnahme einzelner Seiten von warmer Schönheit, auch oder gerade bei besten Chiesafreunden nicht viel Bereitwilligkeit; sie berührten wie spielerische, wenn auch sehr vornehm spielerische Vorkriegsliteratur³⁾.

Um so herzlichere Aufnahme bereitete man bald nach jenen «heiligen und unheiligen» Dingen dem Bändchen *L'altarinò di stagno ed altri racconti*, einer in ansprechender Ausstattung erschienenen Auswahl aus den *Racconti puerili*. Mehrere dieser Erzählungen, wie *L'acqua turbata* und *Un romano e due conigli*, sind gewiß nur «maßvoll» und gar nicht «nüchtern», ich möchte sagen von beseelter Sachlichkeit; wahrhaft ideale Schullektüre. Beim erneuten Genusse dieser kleinen Kunstwerke sah man gespannt der weiter ausholenden Niederschrift aus Chiesas Tessiner Jugend oder besser aus der Tessiner Kleinwelt seiner Jugendzeit entgegen, dem nun schon vielerorts gelesenen *Tempo di marzo*. Dies treffliche Buch wird bald als «Märzwitter» in der feinabgewogenen Übertragung Herbert Steiners (Zürich, Orell-Füssli) zu kosten sein und könnte so auch am Nordfuß des Gotthard zum Hausbuch werden, zum Vorlesebuch in den Familien, die nicht gerade alljeden Abend der reichsprudelnden Welle 500 ihr Gehör verpfänden.

Wohlweislich hebt Tonelli unter einigen in der *Nuova Antologia* erschienenen Chiesagedichten ein Bekenntnis hervor (1. Januar 1926: *Parole postume*). Diesen schlichten, aus der Tiefe geborenen, in die Tiefe eindringenden, naturgemäß an die letzte Art, der *Fuochi*, anschließenden Verse ähneln andere, die Chiesa einstweilen still betreut und nur gelegentlich, wie um sie durchzuprüfen, einem Freunde vorträgt. Daß er sie doch allen Wartenden unterbreite! Um so ungestörter mag er sich dann, mit der ihm eigenen Flaubertschen Kunststrenge und Arbeitsgeduld, der Vollendung seines Romans hingeben. Chiesas «Frühlingsfeuer» haben in mancherlei dunkle Lebensgründe hineingezündet, haben sich auch in Herzen hineingesungen, die da meinten, für Lyrik verschlossen zu sein. Solche Lyrik, straff und schmiegsam, nervig und nüanciert, gedrängt und atemweit zugleich, als Ausdruck ringenden Menschentums, tut uns not, tut uns wohl. Des Dichters Verhaltenheit verwehre ihm nicht, mit der baldigen Tat einer Liebergabe seine Menschenbrüder das fühlen zu lassen, was er schmerzlich bekennt, ihnen in Worten nicht sagen zu können: «Ich liebe euch».

Gedehlicher Fremdsprachunterricht.

Nur in der Beherrschung des Stoffes und seiner Darbietung liegt sein Geheimnis, und wenns irgendwo hapert, so bin ich gewohnt, den Fehler bei mir selber zu suchen. Allein, auf welcher Stufe der Lehrer auch unterrichten mag, immer wirkt doch zuerst der Mensch in ihm, der ihm aus den Augen blitzt und das Urteil der Schüler bestimmt, bevor er nur den Mund aufgetan hat. Es gewährt einen eigenen Reiz, die Bilder großer Männer aus verschiedenen Lebensaltern zu betrachten. Jedes bezeichnet den Endpunkt einer Entwicklung, und der Kenner vermag aus diesen vom Schicksal gemodelten Zügen eine Geschichte zu lesen. Wohl dem, den Gott in die Tiefe geführt hat, durch heißes Ringen seine Kräfte stählend. Ihm ist gegeben, durch einen Blick, ein Wort der Masse zu lenken. — Nur durch Ausschaltung alles Nebensächlichen, Störenden wird die für einen geordneten Unterricht so notwendige Zeit und Ruhe gewonnen. Wer keine Disziplin zu halten vermag und sich Tag für Tag mit den mutwilligen, zu allerlei Streichen aufgelegten Elementen der Klasse herumschlägt, dem wird das Lehramt zu schwerer Last. Freilich liegt der Fehler

³⁾ Nach *Calliope* (1907) ergäbe sich also für Chiesas Schaffen, zumteil entgegen den Erscheinungsdaten, etwa diese Reihenfolge: *I viati d'oro* (1910) — *Istorie et favole* (1913) — *Consolazioni* (1921) — *Vita e miracoli* etc. (1922) — *Fuochi di primavera* (1919) — *Racconti puerili* (1920, in der Form *L'altarinò di stagno* etc. 1921) — *Tempo di marzo* (1925).

nicht nur in ihm: Unser Ländchen ist so vielgestaltig und birgt auf kleinem Raume so viel verschiedene Temperamente und Rassen, daß oft eine einfache Versetzung genügt, einem die Aufgabe zu erleichtern. Kollegen aus dem «Unterlande» erklären, 18 Lehrstunden in Zürich oder Basel ermüden gerade soviel wie 26 in unserer Gebirgsgegend. Dort gilt es, ein leichtlebiger, quecksilbernes Völklein zu meistern, dessen Nervosität auf den Lehrer übergeht. Hier tritt uns ein nachdenklicher, schwerblütiger Volksschlag entgegen, dessen Schweigsamkeit inmitten einer großen Natur beruhigend wirkt. Freilich erfordert seine Eigenwilligkeit oft jahrelange Einfühlung, und wer mit dem Dünkel einer «höheren Kultur» in unsere einfachern Verhältnisse kommt, dem wird die Volksseele stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Ich erinnere mich an eine Ohrfeige, die ein Unterländer kurz nach seiner Ankunft einem Schüler gab und flugs zurückerhielt, worauf er für gut fand, den Staub von seinen Füßen zu schütteln.

Wie ein Kind einen fremdländischen Vogel anstaunt, so blicken diese verschlossenen Bergnaturen, einmal ihrer heimatlichen Scholle entrissen und an die höhere Schule der Hauptstadt verpflanzt, in die Wunder der neuen Welt. Hat man sich je die Enge des Anschauungskreises vergegenwärtigt, worin ein Bergkind aufwächst? Eine Flut von Anregungen, die jeden Tag auf den Bewohner des verkehrsreicheren Flachlandes, geschweige denn der Stadt einströmt, kennt er kaum vom Hörensagen*). Das beweisen auch die Antworten, die man etwa zu hören bekommt: «Wer kann mir einen Vogel nennen?» fragte ein Lehrer an der Aufnahmeprüfung. «Der Tannenhäher!» tönte es aus einer Ecke. «Aha, du kommst gewiß aus dem Avers!» Der Lehrer hatte es erraten; der Tannenhäher war einer der wenigen Bewohner der Lüfte, dessen heiseres Kreischen dem Hirtenbuben die Zeit vertrieb. — Ein solches Volk will nach eigenen Gesetzen geleitet werden. Bei seiner geraden, nüchtern und praktisch denkenden Art verfährt z. B. die Ironie nicht, welche anderwärts gute Wirkung zeitigt. An Nervosität leiden unsere Schüler wenig, was die Disziplin so erleichtert, daß es mir während 20 Jahren noch nie einfiel, die Hand gegen einen Schüler zu erheben; die einzige Ohrfeige habe ich als junger Vikar im Unterlande ausgeteilt.

Was die Beherrschung des Stoffes betrifft, so fällt diese dem Altphilologen bedeutend leichter als dem Neusprachler. Welche Schwierigkeiten türmen sich vor uns auf, die nur ein öfterer Auslandsaufenthalt beseitigen hilft. Die Frage nach dem herrschenden Sprachgebrauch ist nur an Ort und Stelle zu lösen, wo man sich über den Wandel der Anschauungen orientiert, der in Stil und Wortschatz seinen Niederschlag findet. Wie lange es wohl dauert, bis Bund und Kantone sich herbeilassen, dem mittellosen, pflichttreuen Lehrer durch ein Auslandsstipendium unter die Arme zu greifen? Doch woher das Geld nehmen? Antwort: Durch tüchtige *Besteuerung der Volksgüter*, besonders des Alkohols. Der Ausbau des eidg. Alkoholmonopols ergäbe nach den Steueransätzen Frankreichs 55 Millionen Schweizerfranken, nach jenen der Niederlande 144 Millionen Fr., nach jenen Englands 460 Millionen Fr. «Es handelt sich», sagt eine bundesrätliche Botschaft, «nur darum, den Mut zu besitzen, um sich diese «Steuerreserve» dienstbar zu machen.»

Freie Beweglichkeit, vom gedruckten Wort unabhängig, gehört zu einem erfolgreichen Unterricht. Nur so bleibt Raum für Spontanes, Improvisiertes, aufblitzende Momentbilder, Reiseerinnerungen. Dies setzt aber einen steten Kontakt des Lehrers mit dem Auslande voraus, nicht nur einmaligen Aufenthalt «anno dazumal». Wie es vor 23 Jahren in London aussah, «als ich drüben war», interessiert die Schüler ebenso wenig als die veralteten Ansichtskarten voller Pferde«busse» und -Hansoms, die längst dem Taxi gewichen sind. Der Krieg hat auch auf sprachlichem Gebiete Wandel geschaffen, neue Wendungen aufgebracht (z. B. *J am the big noise, he is a scream*).

Um auf die Lehrmittel zu kommen, möchte ich, da die Frage gegenwärtig die Zürcher Sekundarlehrer beschäftigt,

* Im Bergell traf ich kürzlich eine ältere Frau, die noch nie eine Eisenbahn gesehen hatte.

nur eines erwähnen, das, vor zwei Jahren erschienen, bereits in zweiter Auflage vorliegt: *Hausknechts* «*The English Book*»; unter Mitwirkung eines Engländers zustande gekommen, erfüllt es alle in Nr. 9 des Blattes aufgestellten Forderungen und bedeutet einen Fortschritt gegenüber dem «*English Student*» desselben Verfassers. Knapp und übersichtlich angelegt, führt es den Schüler ohne Ermüdung in die Elemente der Sprache ein. Die eingestreuten Proverbs und Kinderverse sorgen für Abwechslung, eine separate Grammatik sichert die Befestigung des Erworbenen. — Anschauungsmaterial kann sich der Lehrer leicht beschaffen. Eines der besten illustrierten Magazines ist *The Children's Newspaper*, in Text und Bildern empfehlenswert, dem meine Schüler im I. Kurs — je vier haben es abonniert — stets gute Aufnahme bereiten. Besonders die lustige Weltkarte, wo die Haupttunggenschaften der Woche und das gegenwärtige Antlitz der Mutter Erde im Bilde festgehalten sind, erweckt ihr Interesse und bildet eine wertvolle Ergänzung des Geographieunterrichtes. Zu einem lebendigen Unterricht gehört auch gelegentliche Lektüre von *Originalbriefen*, die schon im I. Englischkurs verstanden werden. Was ein Schülerbriefwechsel an stofflicher Bereicherung bedeuten kann, ward uns an der letzten Tagung des *Schweiz. Vereins für Knabenhandarbeit* deutlich vor Augen geführt: Eine Genfer Volksschulklasse korrespondierte mit solchen in Belgien, Amerika, Japan etc. (durch Vermittlung einer Übersetzungsstelle des Jugend-Rotkreuzes). Schnell knüpften sich Bande der Sympathie, und die Früchte dieses Briefwechsels breiteten sich in einer überraschenden Fülle von Ansichtskarten, Handarbeiten aller Art und Kuriositäten, in dickbändige Albums geordnet, vor uns aus, eine ideale Befruchtung des Geographieunterrichtes. Auch die *Pfadfinder* pflegen den internationalen Briefwechsel und können uns Fremdsprachlern zu wertvollen Verbündeten werden.

So braucht's nur etwas guten Willen, um über das papierne Lehrbuch hinauszuwachsen und der Sprachstunde Leben einzuhauchen. Sitzt gar ein Vertreter des fremden Idioms in der Klasse, so fehlt der Ansporn zu gedeihlichem Schaffen nicht mehr und unsere mühevollen Arbeit gewinnt einen neuen Reiz.

H. B.

Ein billiger Mikroprojektionsapparat für Schulen.

Das Studium des innern Aufbaus der Organismen, sowie Beobachtungen in der Kleinlebewelt erfordern die Verwendung eines Mikroskopes. Es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Naturkundunterricht von der Oberstufe der Volksschule an und figuriert deshalb schon im Verzeichnis der obligatorischen Apparate für Sekundar-, resp. untere Mittelschulen. Gewöhnlich ist aber in den Sammlungen nur ein Mikroskop vorhanden. Das bedingt, daß, infolge der nur individuellen Benutzung bei Vorführung eines mikroskopischen Objektes, sehr viel Zeit verloren geht, bis alle Schüler einer

Klasse ins Mikroskop geguckt haben. Ferner besitzt der Lehrer gar keine Kontrolle, ob der beobachtende Schüler gerade das sieht und betrachtet, was er sehen sollte. Auch dann, wenn mehrere Mikroskope zur Verfügung stehen, ist diese Kontrolle keineswegs erleichtert. Die ideale Lösung ist dann erreicht, wenn Lehrer und Schüler gleichzeitig das gleiche mikroskopische Bild vor sich haben, was durch das Projektionsverfahren im abgedunkelten Raume erreicht wird. Schon lange wurden an Mittel- und Hochschulen Mikroprojektions-

apparate im Unterricht verwendet. Diese Einrichtungen waren aber sehr kostspielig und sind nicht immer einfach zu bedienen, benötigen u. a. meistens besondere Lichtquellen.

Es erregte deshalb nicht wenig Aufsehen, als vor kurzem auf dem Markte ein Mikroprojektionsapparat erschien, der mit einem Male die oben genannten Hindernisse aus dem Weg räumte. Es ist der Liesegang'sche Mikroprojektor «*Mikrolyt*» (Fig. 1), der die Vorzüge besitzt, wenig zu kosten, an Lichtleitungen, Akkumulatoren, Elemente (auch Taschenbatterien) angeschlossen werden zu können und dessen Bedienung verblüffend einfach ist. Der Apparat besteht aus Lichtquelle, Kondensator, Objektstisch (Bühne), Objektiv und einem Stativ.

Als Lichtquelle dient eine Glühlampe, die bei Anschluß an Taschenbatterien, Elemente oder Akkumulatoren $3\frac{1}{2}$ Volt $\frac{1}{2}$ Amp. besitzt, bei Anschluß an das Wechselstromlichtnetz 15, 25 oder 50 Watt, wobei ein Kleintransformator eingeschaltet wird. Die Glühlampe ist in einem Lampenhaus eingeschraubt, das nach zwei Richtungen verschiebbar ist und zur Zentrierung der Lichtquelle und ihrer Einstellung zum Kondensator. Das dem Apparat beigegebene Objektiv ist ein achromatisches Mikroskopobjektiv Nr. 2 von 25 mm Brennweite. Die Vergrößerungen, die es liefert, genügen vollständig. Es hat den Vorzug, daß es ein großes Gesichtsfeld liefert und bei relativ schwachen Lichtquellen noch deutliche Bilder erzeugt.

Da die Aufstellung des Apparates auf sehr kleiner Standfläche möglich ist, spielt die Platzfrage keine Rolle. Jede ebene weiße Fläche kann als Projektionsschirm dienen. Der Apparat ist durch ein Gelenk mit dem Stativ verbunden und kann nach allen Richtungen gekippt werden (Fig. 2). Die Bilder können also nach Belieben an eine vertikale Fläche, an die Decke oder auf die horizontale Tischfläche geworfen werden. Dieser Umstand erhöht die Verwendungsmöglichkeit des Apparates ganz bedeutend. Am raschesten kann der Mikroprojektor bei Vertikalstellung bedient werden, da man dann die Objektträger einfach auf die wagrechte Bühne legen und sie dort mühelos verschieben kann. Für frische Quetschpräparate im Wassertropfen, bei Verwendung einer aufgeklüfteten Planktonkammer zum Studium der lebenden Kleintierwelt des Wassers ist diese Anordnung die gegebene. Will man das Bild dennoch auf eine senkrechte Wand projizieren, so steckt man auf die Fassung des Objektivs einen Silberspiegel, welcher die gewünschte Änderung im Gange der Lichtstrahlen bewirkt (Fig. 2). Da die Bühne mit 2 Klammern versehen ist, lassen sich bei Horizontalstellung des Mikroprojektors auch U-förmig ausgeschnittene, käufliche Projektionskuvetten anbringen. Bei Vertikalstellung nach Fig. 3 eignet sich der Apparat zum Nachzeichnen, wobei man nur ein Zeichnungsblatt in gewünschter Entfernung senkrecht unter das Objektiv zu legen hat und spielend leicht mit dem Zeichenstift den scharfen Bildumrissen nachfahren kann. In gleicher Anordnung können auch mikrographische Aufnahmen gemacht werden. Man braucht bloß an Stelle des Zeichnungsblattes einen Kopierrahmen mit lichtempfindlicher Platte hinzulegen. Das Lampengehäuse muß dabei mit schwarzem Stoff gut abgedunkelt werden. Wird das Bild auf ein in Rahmen gespanntes Pauspapier geworfen, so läßt sich dasselbe auch von der Rück-

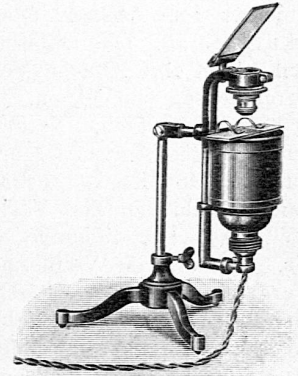


Fig. 2.

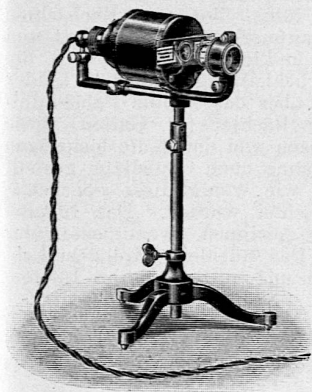


Fig. 1.

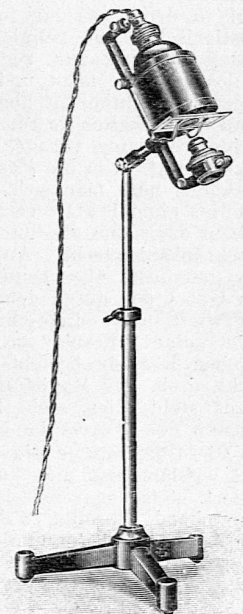


Fig. 3.

seite betrachten, was manchmal bei Demonstrationen vor der Klasse praktisch ist.

Die Vergrößerung hängt bei Verwendung von nur einem Objektiv vom Abstand des Projektionsschirmes von der Objektivlinse ab. Das Objektiv Nr. 2 liefert bei einer Bilddistanz von 50 cm eine 20fache Vergrößerung bei einem Gesichtsfeld-durchmesser von 30 cm. Bei 3 m Bilddistanz ist die Vergrößerung 120fach. Natürlich nimmt bei Zunahme der Entfernung die Lichtstärke proportional dem Quadrate der Entfernung ab. Es ist deshalb vorteilhaft, stets 2—3 verschiedene Glühbirnen zur Verfügung zu halten. Besonders empfehlenswert ist diejenige von 25 Watt. Verwendet man Objekt Nr. 3 und eine 50 Wattlampe, so kann man auf 6—7 m Abstand Vergrößerungen bis 500fach erzielen, die noch hell genug sind zur Betrachtung. Für lebende Objekte darf man aber keine so starke Lampe verwenden, da die Erwärmung, auch wenn eine zum Apparate lieferbare Wärmeschutzplatte eingeschaltet wird, zu groß ist und die kleinen Lebewesen rasch getötet werden. — Ich habe den beschriebenen Mikroprojektor nach allen Gebrauchsmöglichkeiten gründlich erprobt und muß erklären, daß er meine Erwartungen weit übertroffen hat. Wenn der Mikroyt auch nicht für große Auditorien bestimmt ist, für die Vorführung im verdunkelten Schulzimmer, vor der Klasse, genügt er allen Anforderungen und wird bei Lehrern und Schülern Freude und Begeisterung am Naturstudium wecken. Der Apparat mit Kleintransformator und einfachster Ausrüstung kommt nur auf etwa Fr. 160.— zu stehen. *W. Höhn.*

Anmerkung: Die Klichees für die drei Abbildungen wurden von der Firma Ganz u. Cie., Zürich, freundlich zur Verfügung gestellt. Dieselbe ist auch jederzeit gerne bereit, den Apparat Interessenten vorzuführen.

Buch-Besprechungen.

Heinze, Richard: Von den Ursachen der Größe Roms. Teubner. 1925. Zweiter Abdruck.

In dieser Leipziger Rektoratsrede vom Jahre 1921 versucht der bekannte klassische Philologe Richard Heinze die Frage nach den Ursachen der Größe Roms, die seit dem Altertum schon so viele Geister beschäftigt hat, mit Hilfe der Erkenntnis der modernen Psychologie neu zu stellen und zu beantworten. Die Gesamtstruktur der römischen Seele soll wenn möglich erfaßt werden, und eine Einarbeitung in die besonders von Eduard Spranger aufgestellten Grundtypen der Individualität versucht werden. Das Problem ist für jeden, der sich mit Rom beschäftigt, brennend, und Heinzes kleine Schrift darf als außerordentlich eindringend bezeichnet werden; die Frühzeit Roms bis zur Besiegung Karthagos weist eine auffallende Einheitlichkeit der nationalen Geistesrichtung auf so wohl in dem, was ihr fehlte, Produktivität in wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Richtung, als auch in ihrer bezeichnenden Stellung zur *res publica*. Inbegriff der römischen *res publica* ist die Macht und Größe des Volkes, die *maiestas populi Romani*. Machtpolitik aber, besonders wenn mit solcher Zähigkeit daran festgehalten wird, setzt einen unbeugsamen Willen zur Machterweiterung voraus, der vor den schwersten Opfern nicht zurückschreckt. Um die Festigung und das Wesen dieses Willens zu verstehen, muß man sich den engsten Kreis der Gemeinschaft, die Familie, einmal klar vergegenwärtigen; sie stellt einen Staat im Kleinen dar, eine absolute Monarchie, in der der *pater familias* unumschränkt herrscht. Außerhalb dieses Kreises wacht der Römer aufs genaueste über seine Freiheit; sie wird dadurch, daß er sich dem Gebot des durch den Willen des Volkes gewählten Magistrats unterwirft, nicht eingeschränkt; «Der Freiheitsdrang des einzelnen rindet seine Schranke am Freiheitsdrang aller übrigen». Sein politischer Ehrgeiz besteht darin, innerhalb dieser Schranken zur Macht, d. h. zur Magistratur zu gelangen; im Dienste dieses Ehrgeizes steht alles, steht insbesondere die Beredsamkeit, von allen Künsten des Wortes im alten Rom einzig geschätzt.

Die Übertragung dieses Ehrgeizes des einzelnen auf das ganze Volk erklärt erst die Ausnahmestellung Roms. Von Anfang an isoliert, stets sogar den latinischen Nachbarn eher feindlich gegenüberstehend, schreitet es den jahrhundertlangen Weg vorwärts, der zum *imperium Romanum* führt. Für diesen Weg wußte es sich auch die rechten Führer zu wählen; sehr hübsch ist, wie Heinze nachweist, daß trotz aller Einschränkungen der freien Wahl doch der persönliche Wert des Bewerbers, gemessen an seiner Schulung und Bewährung, den Ausschlag gab. Zu den gewählten Beamten hatte das Volk in Roms Frühzeit aber auch das volle Vertrauen, daß sie besonders in finanzieller Beziehung anständige Menschen seien.

Nach der Sprangerschen Terminologie sind also die Römer alter Zeit Machtmenschen, der einzelne wie das ganze Volk; ihr Streben geht nach anerkanntem Höherstehen, Herrsch- und Befehlsgewalt. «Das Ziel völkischer Machtfülle hat Rom vor allem dadurch

erreicht, daß es mit unvergleichlichem politischem Instinkt Freiheit aller Bürger mit freiwilliger Unterordnung zu verbinden wußte.» Darin liegt die tiefste Ursache der Größe Roms.

Heinzes Schrift schien wegen der Klarheit der Darstellung, wegen der einleuchtenden Beweisführung und den Ausblicken, die sie auch auf unsere Zeit gestattet, eine ausführliche Besprechung zu verdienen. *F. B.*

Schubart, F.: Von der Flügelsonne zum Halbmond. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig. 1926. 192 S.

Ägyptens Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, das ist das Thema dieses flüssig und mit großer Kenntnis geschriebenen Buches; selbstverständlich wird keineswegs der Versuch gemacht, die sechs Jahrtausende, die wir überblicken, gleichmäßig zu beschreiben; mit sichtlicher Freude verweilt der Verfasser im alten Ägypten, am Hofe der großen Pharaonen, erzählt uns von ihren Kriegszügen und läßt in geschickter Auswahl die zeitgenössischen Texte sprechen; von diesem Teile des Werkes wird der Leser den größten Gewinn ziehen, wenn auch Neues nicht gegeben wird. An einigen Stellen könnte der Ausdruck vorsichtiger sein. (S. 130 wird Amasis Ägyptens letzter einheimischer König genannt, obschon später nochmals einheimische Pharaonen herrschten, vgl. S. 137; S. 120 werden unter den Völkern, die gegen Ägypten heranzogen Schardanen, Sizilier, Etrusker genannt; entschloß man sich, die überlieferten Namen Schekelesch und Turscha als Sizilier und Etrusker zu identifizieren, wie es heute gewöhnlich m. E. mit Recht geschieht, so durften auch konsequenter Weise die Schardana Sardinier heißen; S. 146 die Darstellung des Endes des Antonius ist etwas phantastisch.) Trotzdem kann das Buch dem gebildeten Laien empfohlen werden; ihn wünscht sich der Verfasser als Leser; er wird auch an den schönen Abbildungen seine Freude haben. *F. B.*

Rüst, E.: Warenkunde und Industrielehre. Rascher u. Cie., Zürich. 2. Auflage. 1926. Geb. Fr. 22.—. Bei Abnahme von mindestens 15 Stück Fr. 16.—.

In besserer Ausstattung als die in den Nachkriegsjahren für die erste Auflage möglich war, und in den einzelnen Abschnitten auf den gegenwärtigen Stand der Technik gebracht, zeigt auch die neue Auflage die Vorzüge des in den bewährten Grundzügen sonst wenig veränderten Werkes. Eine langjährige Erfahrung im Unterricht und wertvolle Verbindungen mit Industriellen und Technikern ermöglichen es dem Verfasser, eine zuverlässige und gründliche Einführung in die Warenkunde und damit auch in die verschiedenen Zweige der modernen Industrie zu bringen. Dabei wird der Text in glücklicher Weise durch sehr zahlreiche, eigens für diesen Zweck ausgeführte Zeichnungen über die notwendigen, wichtigsten Maschinen und durch viele Tafeln mit photographischen Bildern aus schweizerischen Betrieben ergänzt. Dem Lehrer bietet das Buch, das nicht nur für den Unterricht, sondern auch für die Selbsteinführung bestimmt ist, mannigfache Anregung für den Unterricht. Ebenso wertvolle Dienste leistet es aber auch als Lehrbuch für die Warenkunde oder Stoffkunde an den verschiedenen Fach- und Berufsschulen. Die Einführung als Lehrmittel ist dadurch erleichtert, daß jetzt von dem Buch die folgenden drei Teilbändchen auch einzeln bezogen werden können: 1. Werkstoffe (umfassend Metalle, Tonwaren, Glas, Holz, Leder, Kautschuk), 2. Nahrungs- und Genussmittel, 3. Textilwaren und Papier. (Preis der Einzelbände Fr. 6.20 bzw. 9.60.) *E. G.*

Schwantes, G., Dr.: Aus Deutschlands Urgeschichte. Quelle u. Meyer, Leipzig. 4. verbesserte Auflage. 225 S. 211 Abb. 8 Tf. Inhalt: Ältere und jüngere Steinzeit, Metallzeit (bis zum Untergang des Heidentums).

Endlich wieder einmal ein an Umfang kleines Werk zur Einführung in die Urgeschichte, das wir gerne empfehlen, denn es hebt sich in frischer Sprache und klarer Sachlichkeit über so manches populäre Buch dieses Themas hinaus. Der Verfasser erweist sich als Fachmann mit weitem Überblick, der den Leser sicher durch Schwierigkeiten der Forschung führt, ihn zum Beobachten anleitet und auf die großen Probleme aufmerksam macht. Text und Illustration sind praktisch verflochten, heikle Kapitel wie z. B. die Indogermanenfrage in angenehmer Zurückhaltung behandelt. Leider findet sich im 1. Abschnitt kein Wort über das Alpine Palaeolithikum, obwohl die Forschungen von Dr. Bächler (St. Gallen) diese Kultur in Höhen bis 2500 m nachgewiesen und damit die bisherigen Anschauungen über das Pal. auf eine ganz neue Grundlage gestellt haben. Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig diese epochemachenden Funde bisher im Ausland beachtet wurden. Das Inhaltsverzeichnis würde bedeutend an Wert gewinnen, wenn es in der nächsten Auflage detailliert erschiene. Das Büchlein wird dem Lehrer zur Einarbeitung beste Dienste leisten und auch weiteren Interessenten willkommen sein. *H. Bessler, St. Gallen.*

Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Neueste Auflage bis und mit April 1925. Verlag Seidel u. Sohn, Berlin. M. 6.—.

Es ist unglaublich, welch riesigen Schatz an Auskünften in Geographie und Volkswirtschaft das bekannte Buch bietet, mit dessen Neuauflage (68. Jahrgang) bis zur etwelchen Beruhigung der Politik gewartet wurde. Für uns Lehrer aller Stufen ein sehr praktisches Buch. *-r.*